

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Das Paradies.

Von Uda Menz.

Der Schlaftaal lag, vom ansteigenden Garten aus erreichbar, ein paar Stufen tiefer, und diese drei Stufen pfl egten jeden Abend unter Gelächter und Quieten mit einem Satz genommen zu werden, wenn die Nachhurglocke im Hause der Armen Schulschwester zu Utrecht ging, bei denen 180 Kinder seit ein paar Wochen einquartiert waren. Blasse magere kleine Gestalten, deren Körper und Seelen sich seit Jahren, täglich erschöpfter, angestemmt hatten gegen Entbehrung und Not. Acht Wochen. — Wohl hörte man schon Lachen und sah röttere Bäckchen, aber nun es wieder für diese hier heimgehen hieß, um Nachfolgenden Platz zu machen, legte die Oberschwester doch mit einem tiefen Seufzer die Bäckchen frischer Bettwäsche zurecht, zum Neu beziehen der 180 Lagerstätten, die heute abend wieder gefüllt sein würden.

Jetzt standen die heute Abziehenden draußen in der Sonne in langen Reihen, wurden namentlich verlesen und erhielten — kleine Krieger — jene Erkennungsmarke wieder ungehängt, die Name und Adresse und Nationalität trug. Es war still. Zu still für Kinder, die heimfahren sollen zu Vater und Mutter. Der Abschied brüßtel.

Jetzt wurde Karl Schmidt 3 verlesen, das magere Kerlchen, unter dessen Bett man in der zweiten Woche seines Aufenthaltes im Hause ein Bündelchen mit alten Semmelwecken aufgefunden, die er sich vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Holland ab vom Frühstückstisch für seine Mutter gesammelt hatte. — Wie unter einem gemeinsamen Seufzer hoben die Schwestern das Gesicht: man hatte ihn hier Charlie genannt, es klang weicher, als diese schweren deutschen Namen, und dieses Bürschchen mit sieben Jahren und der Körperlichkeit eines Fünfjährigen, schien auf alle Weichheit Anspruch zu haben. Charlie war auch der letzte, dem sie Liebewohl sagten, und der einzige, dem die Oberin zum Abschied unter einem spontanen Impuls ein Heiligenbildchen zusteckte. Ein leuchtender Schutengel war darauf zu sehen mit Flügeln und einem Schild aus Gold. Mit der Rechten zerteilte er ein Meer weißer Wolken wie einen Vorhang, hinter dem das Paradies im Glanze seiner Lilienwiesen leuchtete. Charlie hielt es die ganze ermüdende Eisenbahnfahrt über fest in der Hand. Draußen stog das flache Land im Glanz der Frühlingssonne vorüber mit seinen Pappelalleen und Windmühlen am Horizont. In Venloe, auf der Grenzstation, hieß es umsteigen; demselben Venloe mit seinen Fabrikschlöten und Eisenbahnbrücken, durch das man vor acht Wochen mit dem „holländischen Kinderzug“ durchgebraust war, dem Land entgegen, in dem alle satt wurden.

Um Charlie her rüstete und richtete sich alles mit armseligen Köfferchen und Bäckchen, etwas von der Freude auf daheim war nun doch eingezogen. Duhende von Mäulchen redeten und schwatzen durcheinander. Halten sie bisher vom verlassenen Stück geredet, so sprang jetzt, Übergangslos wie ein Traum, Kinderart um in Erwartung des neuen Altens: Eltern, Geschwister, Schule. Der Zug fuhr schon langsamer, die Bahnhofshalle tauchte auf, die Räder kreischten in allen Achsen — der Wagen stand. Hier, auf einem Nebengleis des Grenzbahnhofes sollte das deutsche Kinderhilfskomitee die Schützlinge empfangen. Schon standen die Kinder wieder in Reih und Glied auf dem ruffigen Bahnsteig. Die Halle war geschmückt mit Tannengrün und deutschen, österreichischen und holländischen Fähnchen. Aber das alles galt nicht den eben Angekommenen, sondern denen, die in einer Viertelstunde hier die Grenze passieren würden nach dem Land der Milch und des Weißbrotes, der Puddings und Fruchtsäfte, dem zweiten Kinderzug nach Amsterdam, der am Monatsletzen fällig war. Heute war der Letzte. Also morgen der Erste. — Neben Karl stand der Pitter aus der Bolkerstraße. Der Monatserste! Sie sahen sich an mit altklugen Kinderge Gesichtern.

Brotmarken haben sie zum mindesten heute abend keine mehr zu Hause. Der Pitter steckte resigniert die Hände in die Taschen des Höschens und runzelte die Stirn. Charlie sah geradeaus, den Schienenstrang entlang. Der Monatserste. Nun würde Mutter wieder tagelang auf den Geldbrieusträger warten, ob der Mann, den Karl nicht Vater nennen durfte, die lärgliche Ratz für sein Kind einbezahlt hätte. Zwischendurch würde der Hauswirt kommen und grob werden, das elektrische Licht war auch schon zweimal abgesperrt worden. Das Kind schloß die Augen, wie unter einer jähen Erschöpfung. Der Kopf brannte ihm so sehr wie des Nachts, wenn Mutters Schreibmaschine in dem winzigen Zimmer immer noch lärmte und er nicht schlafen konnte. Aber seinetwegen konnte Mutter nur Heimarbeit annehmen, und auch für die war nur des Nachts Zeit übrig. Ob man nicht noch einmal zurück sollte nach Holland, und noch eine Weile drüben bleiben, damit Mutter es besser hätte? Was hatten sie gesagt vorher? In einer Viertelstunde käme der neue Kinderzug hier durch, hier, auf diesem Gleis? Ob er wohl hielt? Wenn er dann rasch aufspränge, oder sich hinten anhängte, wie bei den Postfuhrwerken auf der Straße? Und einfach mitführe? Die Leute waren doch alle so freundlich gewesen, und würden es wieder sein, auch wenn er noch lange, lange bei ihnen bliebe. Das Kind begann benommen auf das Heiligenbildchen zu starren. Genau so, wie der Engel auf dem Bild würde er der Mutter die Tür zum Paradies aufhalten, in dem es keinen Hunger mehr gab und keine schrecklichen Schreibmaschinen den ganzen Tag, die den Kopf so wirt und brennend magten.

Ganz in der Ferne nahte jetzt etwas auf den sonnenleuchtenden Schienen unter Schnauben, Brausen und Hochrufen. Das war der Zug! Zwei gekreuzte bunte Fähnchen in den holländisch-deutschen Landesfarben steckten vorn an der Lokomotive. Wie sie wehten und winkten! Die Kinder ringsum begannen hoch zu rufen, die Herren schwenkten die Hüte. Wie fröhlich, wie leicht das alles mit einem Male war! Wem winkten sie denn so? Jetzt waltete dichter weißer Rauch zur Halle hinein, wie der Wollenvorhang, den der Schutengel auf dem Heiligenbildchen vor dem Paradieseingang zerteilte. Schon war die ganze Halle davon erfüllt, nun waltete er einnebelnd um Charlie. Die Kinder riefen noch immer hoch und hurra, der Pitter neben ihm schrie es ganz laut. Das galt ja ihm, Karl Schmidt 3 aus Duisburg, für den von heute ab seine Mutter keine Suppe mehr zu kochen, kein Geld mehr auszugeben brauchte! Zerteilend streckten sich die mageren Knabenhändchen in den Lokomotivrauch. Wo war er denn? Schon wieder in Utrecht? Seine Füße fühlten die vom Garten abwärts führende Schwelle in den großen Schlaftaal hinunter, dicht, dicht über sich, schon halb im Traum, sah er ein erstes Stückchen rot und blau von den Blumenwiesen der ewigen Seligkeit.

Als man das, was von Charlie noch übrig war, zehn Minuten später in der Sanitätsbaracke neben dem Rangiergleis auf den Schragen bettete, fand sich bei dem vernichteten Kinderkörper auch die Erkennungsmarke wieder. Name und Adresse waren verwischt, nur zwei Worte noch lesbar: Staatsangehörigkeit Deutschland.

### Mittag.

Ueber den Feldern brennt Warten.

Schweigender Mittag hängt über dem gelben Kies.

Verheißung hieß uns auszieh'n am Morgen.

Nun stehen wir in dem flammenden Garten des Lebens.

Wo bleiben die wehenden Bänder unsrer Erwartung!

Wolken fliehen.

Schatten fiel auf unseren Weg.

Ueber den Feldern brennt Warten

und in den Herzen die Frage nach dem ersehnten Ziel.

Herbert Georg.

# Das wahre Verständnis der Naturkräfte.

Von R. Francé.

Das in der Nacht vom 14. zum 15. Mai über die ganze nördliche Halbkugel hinweggegangene „magnetische Gewitter“ hat die Aufmerksamkeit der Menschen wieder einmal auf Dinge gelenkt, denen sonst in den Rötten und Freuden des Alltags keine Beachtung geschenkt wird. Es ist das auch natürlich, ja es ist sogar der Ursprung alles Wissens und damit auch der Kultur. Nicht das Alltägliche und stündlich Gewohnte, sondern das Seltene und Fremde reizt den Menschen zur Frage und Forschung, die dann freilich von da aus auch den Weg zu den Dingen findet, die uns ständig umgeben. Und dieses Verständnis ist dann das eigentlich Wichtige und Notwendige.

So auch hier. Wer über das magnetische Gewitter nachdenkt, mündel bei der Frage des Magnetismus überhaupt und kommt dann auf einmal darauf, daß uns darin Kräfte und Einflüsse auf unser Handeln und Leben umwittern, von denen wir letzten Endes gar nichts wissen.

Denn was ist Magnetismus? Es ist so billig und nichts-sagend, zu antworten, es sei eine Naturkraft. Denn niemand weiß, was eine Naturkraft ist. Naturkräfte sind die Erscheinungen, welche uns umspielen. Und zu ihnen gehört auch die Tatsache, daß bestimmte Eisenstücke, die man zuerst in der antiken Landschaft Magnesia fand, die Eigenschaft haben, andere Eisenstücke anzuziehen. Und das nannte man Magnetismus. Nichts ist damit gewonnen, als daß eine bestimmte Eigenschaft der Welt damit festgestellt ist.

Es hat sich aber nun herausgestellt, daß diese Eigenschaft jedem Eisen verliehen werden kann, wenn man einen elektrischen Strom hindurchleitet. Man kann sie dadurch wenigstens für die Zeit der Einwirkung zu außerordentlicher Stärke steigern. Die elektrische Klingel ist dem Wesen nach ein solches Eisenstück, das durch einen zeitweilig eingeleiteten elektrischen Strom magnetisch wird und dann ein anderes Eisenstück anzieht. Der Telegraph, das Telephon, die großen Dynamos, die Mehrzahl aller Elektromotoren, die elektrische Trambahn, das alles beruht auf der Tatsache des Elektromagnetismus.

Es hat sich aber auch herausgestellt, daß nicht nur das Eisen diese Eigenschaften besitzt. Der englische Naturforscher Faraday, der seine Laufbahn als einfacher Laboratoriumsdiener begann und sie mit einem der glänzendsten Namen in der gelehrten Welt beendigte, hat unter anderem gezeigt, daß man auch Kupfer oder Blei magnetisch machen könne. Sogar Glas oder Holz, auch Wasser oder Alkohol, ja sogar die Flamme einer Kerze oder ein beliebiges Gas. Kurz: daß alles, was ein körperliches Sein hat, mehr oder minder magnetisch sei. Der Magnetismus ist eine Welt-eigenschaft.

Von da ab war es viel verständlicher, daß die ganze Erde sich wie ein Magnet benimmt, was sich durch das jedermann bekannte Verhalten des Kompasses am einfachsten nachweisen läßt. Die Erde ist (im Verhältnis zum Kompaß) ein feststehender Magnet. Und zwar einer, dessen Kraft unaufhörlich wechselt. Denn alle elektrischen und magnetischen Erscheinungen werden von ihr bald stark, bald schwach beeinflusst. Offenbar wirkt etwas von außen auf den Erdmagnetismus und alsbald entdeckte man, daß das die Sonne sei. Auch sie ist ein ungeheurer Magnet und wenn auf ihr Veränderungen eintreten, wie gelegentlich der Sonnensiederbildung, dann spricht man von einem „magnetischen Gewitter“. Denn die Erde bekommt das gewollt zu fühlen.

Daß es gar nicht notwendig ist, die Ursache einer Erscheinung zu kennen, um sie danach benutzen zu können, hat zu der verderblichen und für die Seele des Menschen höchst schädlichen Wechselwirkung von Technik und Kultur geführt. Es ist ganz unausrottlbar geworden, der Glaube, daß Menschen die Trambahnen besitzen und Eisenbahnen, daß die Menschen in Flugzeugen durch die Luft reiten und Telephon benutzen, eine höhere Kultur besitzen müssen als die Griechen des pythagoräischen Zeitalters oder ein Leonardo da Vinci oder die schweigsamen Denker, die in einer palmblattgedeckten Hütte am Ufer des Ganges sitzen und tagelang durch unwegsame Wälder zu Fuß wandern müssen, wenn sie noch der Stadtmenschen Gesellschaft begehren.

Aber Technik hat mit Kultur an sich nichts zu schaffen, und so wie man persönlich eine ausgezeichnete technische Bildung besitzen und ein großer Erfinder sein kann, ohne deswegen ein kultivierter Mensch zu sein, so ist es von einem Zeitalter, das in der Technik so Unglaubliches leistet wie das unsere, keineswegs von vornherein ausgemacht, daß es auch eine Kultur besitze.

Kultur ist die harmonische Erfüllung des menschlichen Lebens, es kann daher ein armer, mit Not und Mühsal beladener Mensch unter allen denkbaren Lebensumständen ebenso zu seiner vollendeten Kultur aufsteigen wie die Reichen und vom Dasein Begünstigten, denen man sie gewöhnlich allein zugibt hat.

Zu dieser Kultur gehört aber freilich auch der Ausgleich des Menschen mit seiner Umwelt. Und der kann nicht erreicht werden, ohne das Verständnis der Natur. Daher wird eine hohe Kultur, die auf Vollendung auch nur einigermaßen Anspruch macht, dessen nicht entraten können, zu einem wirklichen Verständnis der Naturerscheinungen vorzudringen. Was für technische Zwecke genügt, das ist noch keineswegs das kulturelle Ideal.

Und darin, daß diese Einsicht, wie ich in meinem Werke über „Die Gesetze der Welt“ (München, F. Haastängl, 1921), des ausführlichen dargestellt habe, keineswegs Gemeingut ist, sondern erst die Errungenschaft weniger erleuchteter Geister, steckt seine große Gefahr, die man ja empfindet und in die Schlagworte vom Untergang des Abendlandes und dergleichen gekleidet hat, ohne aber auf den Kern der Sache zu zeigen. Der ganze deutsche Schul- und Wissenschaftsbetrieb, wie er sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hat, weiß kaum mehr etwas von den höchsten kulturellen Notwendigkeiten und Zwecken des Wissens, sondern schätzt alle Erkenntnis in einem grob materialistischen Sinne darauf hin ein, ob man es verwerten und technisch nutzbar machen kann oder nicht.

Das war früher nicht der Deutschen Art. Ich möchte diese Art von Forschen und Wertschätzung Amerikanismus nennen, denn sie ist so typisch für die Menschen über'm Meer. Sie blenden uns dort durch die wunderbaren Stiftungen für wissenschaftliche Zwecke, sie haben dafür drüben eine freigebige Hand sondergleichen. Aber es ist sehr auffällig, daß es noch nie einen großen amerikanischen Denker gegeben hat.

Wenn das einer einmal eingesehen hat, darf er nicht müde werden, es seinen Volksgenossen immer wieder vorzusagen, daß es hier eine Gefahr für das Volk gibt. Nicht die industrielle Denkungsart darf ein Volk leiten. Sie führt immer zu Einseitigkeiten und verliert langsam den eigentlichen Sinn des Lebens aus dem Auge. Um ein Vollmensch und dadurch glücklich zu sein, muß man auch stets das Ganze des großen Weltlebens vor sich als Ziel sehen; daher müssen dem Wissen wieder die früheren Sterne leuchten, sogar dann, wenn sie unerreichbar sind.

Der Mensch ist seinem wahren Wesen in dem Augenblick näher, in dem er freiwillig bekennet: Wir wissen nicht, was Magnetismus, was das Zauberbild, das in unseren Sinnen als Welt hängt, überhaupt ist, als wenn er, wie es jetzt nach amerikanischem Muster Mode wird, sagt: ich will das gar nicht wissen, denn mir genügt es, durch Elektromagneten die Kunst des „Geldmachens“ zu vervollkommenen.

## Florenz vor den Wahlen.

Von Alexander Seidel.

Votate, votate . . . ! (Wählt! — Wählt!)

Plakate überall, an den Mauern, an den Fenstern, auf der Erde, an den Straßenlaternen. Rote, grüne, grün-weiß-rote. Namen, Namen, Programme.

In den Straßen weiße Sonnenglut. Im Kaffee Eis und Zabaione. Im Kaffee Musit: Cavalleria rusticana, Foxtrot, Fascistenhymne und Bajazzo. Auf den Straßen Schnengeflatter, rot und grün-weiß-rot, Musit, die Internationale, die Fascistenhymne. Ein Bettler pfeift Santa Lucia. Auf den Plätzen Blumenverkäufer und promenierende Halbwelt, Panzerautos, Baedeker-besessene Engländerinnen, Militär und schlafende Bettler.

Aus der Via Por S. Maria biegt ein Zug Kriegskräppel, man führt sie zur Dantefeier. Die hilflosen Körper ruhen auf blinkenden Gefößen, und die Gummiräder der Selbstfahrer gleiten lautlos über das Pflaster. — Stille. Eine Rose taumelt durch die Luft, fällt dem elendsten der Armen in den Schoß. — Stille. — Tausende duffschwerer Blüten sinken auf die bloßen Menschen nieder. In ihren Haaren glühon Netzen, auf ihren Händen liegen kühle Lilien. — Frauen weinen. — Vorbei. — Timmy, Foxtrot.

An der Piazza Vittorio Emanuele entzündet ein Auflauf. Wildes Schreien, ein Schuß in nächster Nähe. Kaffee schliefen sich Kaffee über Schaufenster und Türen. Das Kaffeepublikum stürmt rückwärts in die Küche. Stille. — Drei Minuten später: Lachen und Musit, Kaffeetassen klappern. Halbwelt promeniert. Der Bettler schnarcht weiter. Ueber die Dächer klingen voll und getragen die Domglocken. Aus meiner Tasche sind 200 Lire verschwunden.

Glückliches Volk! Alles ist Fest. Man berauscht sich im Erinnern an Dante, man berauscht sich an den Wahlen, am Klang der fließenden Reden. Man wirft Blumen und läßt Fahnen walfen, man lacht, spielt Foxtrot und Timmy, schürst Eis und — schläft.

Aber unter allem ein dumpfes Zittern, Wühlen und Grollen. Aus schmutzigen Hütten flüstern verbitterte Stimmen, und einzelne Schreie klingen bis hinauf an die Zinnen stolzer Paläste. Aus engen Straßen summen aufsteigende Marschellauten . . . In den Tiefen hallt es sich, und Ahnungen zittern durch das Land. . .

## Mensch zu Mensch.

Menschen, Menschen alle, streckt die Hände  
Ueber Meere, Wälder in die Welt zur Einigkeit!  
Dah' sich Herz zu Herzen sende:  
Neue Zeit!

Starke Rührung soll aus euren Auserhalten  
Flutgleich wellen um den Erdball,  
Mensch-zu-Menschen-Liebe glühe, froh verhalten,  
Überall!

Was gilt Westen, Süden, Nähe, Weisheit,  
Wenn Euch Eine weltentkreiste Seele millionenfällig!  
Euer Mutter-Erde-Blut strömend Ich- und Zeitsinn  
Überwältigt!

Menschen! Alle Ihr aus einem Grunde,  
Alle, Alle aus dem Ewig-Erde-Schoß,  
Reißt euch fort aus Geldtampf, Krieg, der Steinstadt-Runde:  
Werdet wieder kindergroß!

Menschen! Alle! drängt zur Herzbereitschaft!  
Drängt zur Krönung Euer und der Erde!  
Einiggroße Menschheitsfreunde, Welt- und Gottgemeinschaft  
Werdet!

Vertritt Engelle in: „Aethismus des neuen Europa“.  
(Verlag Eugen Diederichs, Jena.)

## Das „geheiligte“ Dienstmädchen.

Es ist keine neue Kalenderheilige, von der ich hier erzählen will.  
Es ist überhaupt keine Person, sondern es ist eine Einrichtung, eine  
Institution. Es ist die Institution der Dienstmädchen, jetzt Haus-  
angestellten allgemein, von der ich etwas zu berichten habe.

Warum ich diese Institution eine geheiligte nenne? Ja, daran  
ist mein Freund Klaußnaack schuld, der mir sagte, als ich ihm meine  
Nöte klagte:

„Wundre Dich nicht, Du hast den Hausfrauen an das  
geheiligte Dienstmädchen gerührt. Das verzeihen sie  
nicht.“

Was hatte ich denn getan?

Es war eine Versammlung für Hausangestellte gewesen, in der  
hatte ich meine Meinung dahin ausgesprochen, daß der Nachmittags-  
arbeitstag mechanisch im Haushalt nicht durchzuführen sei, weil die  
Anforderungen verschiedener Hausstände allzu verschieden seien. Es  
müsse aber möglich sein, daß an allen Tagen, an denen nicht etwa  
eine außergewöhnliche Arbeit wie gründlich Reinmachen, Waschen  
vorläge, die Hausangestellte einige Nachmittagsstunden frei habe,  
um für sich etwas zu nähen, ein gutes Buch zu lesen, eine Beforgung  
zu machen. Sie müsse im Winter Gelegenheit haben, in einem  
warmen Raum sich aufhalten zu können. Es sei nicht angängig (wie  
es damals viel in unserer Stadt üblich war), daß mehrere mit  
Zentralheizung durchheizte Fremdenzimmer unbenutzt ständen,  
während das Mädchen in einer unheizbaren Bodenkammer schläfe.  
Es sei für die Hausangestellten ein nach Leistung abgestufter Lohn-  
tarif aufzustellen, und sie müßten sich in ihrem Verband organi-  
sieren, um Standesbewußtsein zu gewinnen und  
gemeinsam zu vertreten. — Das hatte ich gesagt und nichts  
weiter, und was wurde daraus im Munde der bürgerlichen Hausfrau?

Ihr kennt vielleicht das Märchen von Andersen über die Macht  
des Gerüchtes. Ein Huhn hat eine Feder verloren, aber wie es einer  
dem anderen weiter erzählt, wird zuletzt ein ganzer Hühnerhof daraus,  
in dem sich alle Hühner aus Liebe zum Hahn die Federn ausgerupft  
haben und gestorben sind. So hatte das Gerücht mich und das ge-  
heiligte Dienstmädchen gefaßt.

Ich komme nach Berlin. „Tante Lena,“ sagt meine Nichte, „ist  
es denn wirklich wahr? Hast Du zu den Dienstmädchen gesagt:  
Zieht euch jeden Nachmittag weiße Blüschchen an und geht  
spazieren, die Arbeit kann die Hausfrau machen?“

Ich komme nach H. „Liebe Freundin,“ sagt Frau F. „Was  
machen Sie für Sachen? Erst sagen Sie in der Hausangestellten-  
versammlung, jedes Mädchen solle künftig ihrer Herrschaft nur  
einen Teller auf den Tisch stellen. So viel Abwasch tue nicht  
nötig, und wie Ihnen am nächsten Tage Ihr Mädchen nur einen  
Teller auf den Tisch stellt, schlagen Sie Krach und sagen, Sie könnten  
unmöglich Braten und Nachspeise von einem Teller essen.“

„Leider erlauben mir meine Verhältnisse nicht Braten und Nach-  
speise, und eine Hausangestellte habe ich auch nicht,“ sage ich schüchtern.  
Aber sie glaubt mir nicht.

Ich komme nach B. „Liebe Tante,“ sagt mein Neffe Karl, „wie  
kamst Du nur jedes Dienstmädchen auf der Straße anhalten und  
versprechen, ihr einen Mann zu verschaffen, wenn sie Sozialdemo-  
kratin wird?“

„Blödsinn,“ sage ich — und reise ab.

Und als ich heim kam, sagte mein Freund Klaußnaack das Wort  
vom geheiligten Dienstmädchen.

Da beschloß ich, einen anderen Wohnort zu wählen, denn hier  
fühlte ich mich nicht mehr sicher. Vielleicht zeigt man mich nächstens  
dem Staatsanwalt an und behauptet, ich hätte die Dienstmädchen  
aufgefordert, alle bürgerlichen Hausfrauen totzuschlagen, und die  
Kinder mädchen, alle Kapitalistenkinder zu vergiften. Und dann würde  
ich wohl kaum so lebenswürdig behandelt werden, wie wenn ich ein  
Hohenzollernprinz wäre, der Kapital ins Ausland verschiebt.

Also ich warne euch! Seht mein trauriges Schicksal an! Wenn  
ihr durchaus sündigen müßt, dann verleumdet, wuchert, lügt, betrügt,  
schiebt! Das weiche Herz der bürgerlichen Frau wird es euch ver-  
zeihen. Aber rührt niemals an das geheiligte Dienstmädchen, denn  
dann verdient ihr im tiefsten Höllenschlund zu braten und des Teufels  
Großmutter, die auch dienstbare Höllenhausangestellte hält, wird eine  
extra Roste schön heiß und rot für euch anglühen lassen. Lena.

## Zur Psychologie des Gedankenlesens.

Das sogenannte Gedankenlesen, das immer wieder in Vor-  
führungen gezeigt wird, beruht auf der Wahrnehmung feiner, unbe-  
wusster Ausdrucksbewegungen, die dem intuitiven Erfasser dieser  
Dinge Hinweise auf geistige Vorgänge übermitteln. Während aber  
der „Gedankenleser“ sich mehr oder weniger vagen Vorstellungen über-  
läßt, hat die Wissenschaft versucht, durch die Ausarbeitung exakter  
Methoden ganz sichere Ergebnisse in der Ausdeutung dieser unbe-  
wussten Ausdrucksbewegungen zu gewinnen. Ueber die interessanten  
neuesten Forschungen auf diesem Gebiet berichtet Otto Löwenstein  
in einem Aufsatz der „Naturwissenschaften“.

Man weiß, daß bestimmten Bewußtseinszuständen normaler-  
weise ganz bestimmte Ausdrucksbewegungen in Puls und Atmung  
zugeordnet sind und daß dadurch die Möglichkeit gegeben ist, die Natur  
einer Veränderung des Bewußtseinsinhaltes aus der Natur der auf-  
tretenden Veränderungen in der Puls- und Atemkurve zu bestimmen.  
Diese Ausdrucksbewegungen des Pulses und der Atmung, die von  
Veränderungen im Spannungszustande der Muskulatur abhängig  
sind, können auch unmittelbar nachgewiesen werden durch die Auf-  
zeichnungen der Bewegungen des Kopfes und der Extremitäten.  
Löwenstein hat diese außerordentlich feinen Bewegungen, die mit dem  
bloßen Auge an der Versuchsperson selbst gar nicht wahrgenommen  
werden können, mit Hilfe registrierender und vergrößernder Appa-  
rate sichtbar gemacht. Sie lassen sich, ebenso wie die Schwankungen  
des Pulses und die noch größeren Schwankungen der Atmung, bei  
einem sitzenden Menschen in relativ geistiger Ruhe in mehr oder  
weniger gleichförmigen Schwingungen feststellen. Läßt man nun auf  
die Versuchsperson einen Reiz einwirken, so nimmt die Kurve sogleich  
eine andere Form an. Diese Veränderungen in der Haltungskurve  
von Kopf und Extremitäten sind ebenfalls als die Folge von Ver-  
änderungen im Spannungszustande der Muskulatur anzusehen, wie  
sie stets als Begleiterscheinung psychischer Vorgänge auftreten.  
Während nun bisher die Atmung als der empfindlichste Anzeiger galt,  
hat sich durch die Versuche des Verfassers ergeben, daß die Haltungskurven  
von Kopf und Extremitäten nicht nur sehr viel feiner reagieren,  
sondern auch sehr viel leichter zu bestimmen sind.

Die praktische Brauchbarkeit dieser neuen Methode des wissen-  
schaftlich exakten „Gedankenlesens“ ist außerordentlich groß. Sie läßt  
sich nicht nur in der Psychiatrie anwenden, um die Bewußtseinsvor-  
gänge bei Geisteskranken zu beobachten, sondern sie gibt auch bei der  
Anwendung auf geistig Gesunde interessante Ergebnisse. So stellte  
z. B. Löwenstein der Versuchsperson die Aufgabe, eine Zahl aus einem  
umgrenzten Zahlenkreise, z. B. von 1—10, sich zu merken. Die  
Zahlen werden in stets gleicher Reihenfolge mehrere Male genannt,  
während zugleich die Haltungskurve von Kopf und Extremitäten auf-  
gezeichnet wird. Merkt sich die Versuchsperson z. B. die Zahl 6, so  
weist die Haltungskurve vor und hinter dieser Zahl Veränderungen  
auf, die als Ausdruck der Erwartungsspannung schon vor dem Nennen  
der Zahl und als Ausdruck der Lösung dieser Spannung sofort nach-  
her auftreten. Die gemerkte Zahl kann also danach bestimmt werden,  
ohne daß der Versuchsleiter sie weiß. Möchte man z. B. bei einem  
Verbrecher, der seinen Namen nicht angibt, feststellen, welcher von  
verschiedenen angenommenen Namen wirklich der seinige ist, so wird  
man dies auf diese Weise herausbekommen, denn der eigene Name  
hat für die meisten Menschen einen höheren Bewußtseinswert als  
jeder fremde Name, und diese Gefühlsbetonung des eigenen Namens  
wird in einer Veränderung der Kurve zum Ausdruck kommen.  
Ebenso verhält es sich bei den Tatumständen irgendeines Verbrechers.  
Auch hier wird sich beim Verhör die Gefühlsbetonung gewisser Vor-  
stellungen ergeben, und man kann daraus wertvolle Schlüsse auf die  
Tat selbst ziehen. Auch bei Menschen, die behaupten, sich an eine  
bestimmte Tat nicht mehr zu erinnern, kann nachgewiesen werden,  
ob dies wirklich der Fall ist.

Eine Bellachini-Anekdote. Der berühmte Zauberkünstler Bellachini — der erste dieses Namens — hat einmal in Rissingen einem Kurgast auf eine ergötzliche Weise heimgeleuchtet. Dieser Herr hatte die unerfreuliche Angewohnheit, beim Mittagessen an der Gasthaustafel die Brötchen, die in einem Korbe auf dem Tische zur allgemeinen Benutzung lagen, in Menge zu verzehren, so daß die übrigen Gäste fast gar keine bekamen. Das Mißfallen, das der „gute Appetit“ des Brötchenfreundes erregte, veranlaßte Bellachini, nach Verabredung mit mehreren Tischbekannten, diesem folgende eigenartige „Belehrung“ zu erteilen. Als am nächsten Tage sämtliche Brötchen den üblichen Weg in den Magen des gefräßigen Herrn gegangen waren, äußerte von den Bekannten einer nach dem anderen seine Verwunderung darüber, daß keine Brötchen mehr da wären. „Nun,“ sagte schließlich Bellachini, „die hat wie bisher dieser Herr genommen. Würden Sie,“ so wandte er sich an den Bestürzten, „nicht die Güte haben, sie zurückzugeben? Sie gehören doch in den Korb hier und nicht in Ihre Taschen.“ „Mein Herr! Wie kommen Sie zu der Behauptung, ich hätte sie in meinen Taschen?“ brauste der Brötchenvertilger auf. „Bitte, Ihre Taschen sind in der Tat voll Semmeln,“ antwortete Bellachini, und ehe der andere sich versah, griff ihm der Zauberkünstler in die Taschen seines Rockes und zog im Umsehen ein halbes Duzend Brötchen heraus, sie zur allgemeinen Heiterkeit auf den Tisch legend. Stumm, aber mit rotem Kopf, verlieh der verblüffte Herr den Speisesaal und kam nicht wieder.

Orientdiplomate. Golum Hussein — so erzählt Dr. Rudolf Biach im „Kunstwanderer“ — ist ein armer Händler aus dem Bagar in Teheran, der eines Tages dem Gesandten einer europäischen Großmacht eine Bafe zum Kauf anbot, die man kurz vorher in den Ruinen von Rhagar gefunden hatte. Es war ein tadelloser erhaltenes Stück mit kobaltblauer Glasur und prächtigem Lüfter, über und über mit Schriftzeichen bedeckt. Golum Hussein forderte den Preis von 250 Toman, ließ sich aber schließlich von dem geschäftstüchtigen Gesandten den Preis bis auf 100 Toman herunterhandeln. Der Diplomat, über diese billige Erwerbung hoch erfreut, bot das seltene Stück nun dem Museum in der Hauptstadt seines Landes zum Preise von 1000 Toman zum Kaufe an. Aber nach einiger Zeit teilte ihm der Direktor des Museums mit, daß die Bafe eine ungeschickt gemachte, wertlose Fälschung sei. Darob ergrimmt, verklagte der Gesandte Golum Hussein. Die Richter traten zusammen. Der Gesandte setzte den Hergang auseinander und forderte die Bestrafung des Händlers. Da trat Golum Hussein vor und sagte: „Ich bin ein armer Mann und habe Seiner Exzellenz, dem Herrn Gesandten, eine Sache für 100 Toman verkauft, die vielleicht nur 10 Toman wert war. Aber Seine Exzellenz, der Herr Gesandte, hat von mir eine Sache für 1000 Toman gekauft, die er auf 1000 Tomanen schätzte. Wer von uns beiden ist der größere Betrüger? . . .“

## Naturwissenschaft

Deutsche Prachtvögel. Wenn wir von Prachtvögeln hören, so denken wir gewöhnlich an die strahlend bunt gefiederten Bewohner der Tropen. Daß aber auch die deutsche Heimat solche farbigen Wunder der Vogelwelt in immerhin nicht unbeträchtlicher Anzahl aufweist, wird vielen neu sein. In einem Aufsatz in „Westermanns Monatsheften“ erzählt Julius Hochstädt von diesen deutschen Prachtvögeln. Wohl der farbenprächtigste aller bei uns heimischen Vögel ist die herrliche *Blaurale* oder Wandelträhe, ein Bewohner einsamer gelegener Kiefernbestände, von denen aus er zur Erntezeit die Getreidefelder zu besuchen pflegt. Sein wundervoll abwechselndes Federkleid stellt eine Vereinigung von Blaugrün, Himmelblau, sattem Basurblau und hellem Zimtbraun dar. Er ist ein Eindringling aus der Tropenwelt, denn unter den 32 Arten der *Rafinesamie* ist er der einzige, der bei uns brütet; er kehrt auch im Mai erst bei uns ein und zieht im August schon wieder ab. Der einzige in Deutschland brütende Vertreter der im übrigen tropischen Familie der *Picole* ist der *Rirschpirol*. Auch er beglückt uns nur in der kurzen Zeit von Mai bis August mit seiner Anwesenheit, und seine prachtvolle Färbung, der weiche, melodische Orgelton seines Paarungsrufes sowie die wunderbare Technik seines Nestbaues haben ihm in der Volkspopularität als „Pfingstvogel“ oder „Vogel Bülow“ einen besonderen Platz gesichert. Beim Männchen sind Kopf und Rumpf hochgelb mit einem leichten Anflug von Orangefarbe; auf den samtenschwarzen Flügeln leuchten hellgelbe Flecken. Beim Weibchen herrscht ein mattes Olivgrün vor. Ein wahrer Prachtvogel ist auch der *Gimpel*, Blutfling oder Dompfaff. Oberkopf, Schwinge und Schwanz sind beim Männchen glänzend blauschwarz, der Rücken aschgrau, Bürzel und Unterbauch weiß, die ganze übrige Unterseite lebhaft hellrot.

Als den Papagei des deutschen Waldes kann man den *Fichte n e l r e u z s h a b e l* bezeichnen, nicht nur wegen der lebhaften Farbe seines Gefieders, die beim Männchen zwischen Rötlichgrau, Mattrot, Tofanniseerrot und Orange wechselt, sondern auch wegen seines papageiartigen Benehmens beim Klettern und Nahrungsuchen. An das fliegende Prachtjuwel der Tropen, den Kolibri, erinnern zwei kleine Bewohner unseres Nadelwaldes, das gelblöppige und das feuerköpfige *Goldhähnchen*. Nicht minder reizvoll sind das weißsternige und das rotsternige *Blaukehlchen*. Unter den

Spechten zeigen besonders der *Grünspecht* und der *Große Buntspecht* ein wahres Prachtgefieder. Als letzten Prachtvogel des deutschen Waldes lernen wir den *Eichelhäher* kennen, der schon durch das Weinrotgrau seines Körpers, den weißen Bürzel und das tiefe Schwarz des Schwanzes auffällt. Besonders schön jedoch ist die herrliche Zeichnung seiner Flügel, die auf schwarzem Grund einen reinweißen Spiegel und einen schwarzblauweiß gestreiften Schild aufweist.

## Gesundheitspflege

Speisen, die als Gift wirken. Aus Amerika wird der Fall eines Studenten berichtet, der Selbstmord beging, weil er Eier jeder Art und in jeder Form nicht vertragen konnte. Es ist dies ein besonders krasser Fall der bekannten „*Idiosynkrasie*“, an denen manche Menschen leiden, indem sonst ganz harmlose und allgemein bekömmliche Speisen bei ihnen Vergiftungserscheinungen hervorrufen. Man hat eine Liste von mehr als hundert solcher Speisen aufgestellt, die bei dafür disponierten Personen mehr oder weniger schwere Vergiftungserscheinungen hervorgerufen haben. Unter diesen Nahrungsmitteln befinden sich Eier, Fisch, Schweinefleisch, Kartoffeln, verschiedene Gemüse, Erdbeeren, Tomaten, Honig usw. Meistens werden bei dem Genuß dieser Speisen keine schweren Erkrankungsformen hervorgerufen. Die Vergiftung kann sich in einem leichten Ausschlag zeigen, wie dies häufig nach dem Genuß von Erdbeeren der Fall ist; sie kann leichte Kopfschmerzen und Koliken zur Folge haben; sie kann aber auch in starkem Erbrechen und sogar in vollständigem Zusammenbruch des Organismus bestehen.

Diese merkwürdigen Erscheinungen werden nach der Annahme von Fachleuten dadurch hervorgerufen, daß sich in der Nahrung Eiweißstoffe befinden, die sich mit dem Protein des Blutes und der Gewebestoffen der betreffenden Personen nicht vertragen. Die Erkrankung ist also ein Warnungszeichen der Natur, um den Menschen von dem weiteren Genuß dieser für ihn schädlichen Stoffe abzuhalten. Wenn man diese nur vermutete Reaktion des Körpers auf einen bestimmten Stoff nachweisen will, so kann man Versuche mit verschiedenen Proteinen vornehmen, bis der schädliche Stoff entdeckt ist. Um dies zu erreichen, wird ein Extrakt hergestellt, und dieser wird in einen kleinen Riß eingerieben, der in der Haut des Armes gemacht ist. Zu gleicher Zeit wird ein Tropfen destilliertes Wasser in einen ähnlichen Riß gebracht, um die Kontrolle zu haben. Das Vorhandensein eines schädlich wirkenden Proteinstoffes zeigt sich dann durch eine leichte Entzündung, die nach 24 Stunden um den Riß herum entsteht. Hat man eine gewisse Speise als schädlich entdeckt, so kann sie leicht vermieden werden. Aber wenn es sich dabei um eins der allgemeinsten alltäglichen Nahrungsmittel handelt, so ist der Fall schon erster. Man hat aber bereits versucht, die betreffenden Personen gegen gewisse bei ihnen wirksame Nahrungsgifte zu immunisieren, indem das schädliche Protein in allmählich gesteigerten Dosen injiziert wird.

## Aus der Praxis

Zucker und Mais. Da ein Ende der Zuckernot — oder soll man sagen: des Zuckermachers? — nicht abzusehen ist, wendet sich ganz verständlicherweise Forschung und Praxis neuen Möglichkeiten der Zuckergewinnung zu und hat, worüber in dem Fachschrifttum gegenwärtig freudige Erregung herrscht, auch schon im Mais nicht einen Ersatz, sondern einen voll zu nehmenden Konkurrenten von Zuckerröhre und Zuckerrübe, den zwei Hauptlieferanten des menschlichen Zuckerbedarfs gefunden.

Daß der junge Mais süß schmeckt und reichlich Zucker enthält, ist ja gemeinbekannt; neu ist nur, daß es den Engländern *Dob y* und *Stewart* gelungen ist, eine höchst einfache Methode zur Erhöhung dieses Zuckergehaltes für die Praxis zu erfinden. Sie besteht im wesentlichen aus nichts anderem, als daß man die jungen Kolben im allerersten Stadium ihrer Bildung ausbrüht, mit anderen Worten, die Pflanze verhindert, Früchte zu tragen. Sie ist dann genötigt, ihren reichen Vorrat an Zuckersaft, aus dem sie sonst das Mehl der Körner bereitet haben würde, in den Stengeln und Blättern zurückzubehalten und dadurch steigt der Gehalt an Zucker auf 17 Proz. von deren Gewicht.

Das ist nicht Theorie geblieben, sondern in Pennsylvania seit mehr denn einem Jahr in die Tat umgesetzt worden. Die Erhebungen der Maiszuckerfabrik von *Murrinsville*, welche jetzt vorliegen, erfreuen unser zuckerhungriges Gemüt mit folgenden Angaben. Eine Tonne Maispflanzen gab 90 Kilogramm Kristallzucker und da in Pennsylvania ein Hektar Boden 130—170 Tonnen Maispflanzen zu ernten gestattet, liefert er 11 000—15 000 Kilogramm Zucker, als Nebenprodukte noch Viehfutter und Alkohol sowie Pflanzenfäulnis.

Diese Entdeckung verbessert nicht nur die Zuckerbilanz der Welt, sondern ist auch für die deutsche Zuckerproduktion unmittelbar wichtig. Denn in weiten Gebieten Deutschlands ist die Maisproduktion möglich, namentlich weil es sich nur um die Produktion junger Pflanzen, nicht aber um das Reifen der Körner handelt. Mais ist weit anspruchsloser als die Zuckerrübe, seine gesamte Kultur ist müheloser und kommt billiger zu stehen. Schon die Maispflanzung im kleinen, bis herab zur Gartenskultur verpricht in dieser Hinsicht Gewinn.

Im großen aber sieht die Zuckerindustrie der Welt eine wahre Umwälzung durch den Maiszucker vor sich. Und man hat es bereits ausgemacht, wie nun allmählich die Zuckerrübenselder verschwinden und durch das üppige Grün der Maispflanzungen ersetzt werden, da diese rentabler sind als ein gleichgroßes Rübenland. R. F.